

MARÍA SONIA CRISTOFF

# Lasst mich da raus

Roman

Aus dem Spanischen von  
Peter Kultzen

BERENBERG

## EINS

An manchen Tagen gelingt es ihr, und sie versinkt vollständig in der Betrachtung einer Fliege. Dann gibt es bloß noch deren kreisförmige Bewegungen, die Farben an ihrem Hinterleib, das ungreifbare Schwirren ihrer Flügel, das Summen, den Augenblick, in dem sie sich irgendwo niederlässt, die Art, wie sie die Vorderbeine aneinander reibt, als spräche sie hektisch ein Gebet, die viel zu großen Augen, das kurze Zögern, bevor sie entschlossen lostruppelt, bis ihr Gang etwas Spielerisches, Müßiges annimmt, die Hinterbeine, bereit zum Sprung, zur Flucht, ihre verzweifelte Suche nach einem Ausweg, der durchaus vorhanden wäre, er ist nur wenige Zentimeter entfernt - unter anderen Umständen würde Mara eingreifen und sie auf die richtige Spur bringen. An manchen Tagen hat sie den Eindruck, ihre Beobachtung verwandle sich tatsächlich in reine Betrachtung. Dann sitzt sie auf ihrem Aufseherstuhl und starrt stumm und vollkommen reglos vor sich hin, gegen jegliche äußere Einwirkung gefeit. Als könne ihr Experiment gelingen, zumindest zeitweilig

sieht es wirklich so aus. Nicht immer, aber an manchen Tagen glaubt sie daran, ja, es klappt. Wenn dann ein Museumsbesucher zu ihr tritt und eine Frage zu den Beständen stellt oder bloß wissen möchte, wo die Toiletten sind oder wo man, möglichst in der Nähe, gut essen kann, wird sie schlagartig selbst zum Ausstellungsstück, heftet den Blick auf ein für niemanden sonst erkennbares Detail, interessiert sich vornehmlich dafür, wie sie auf ihrem Stuhl sitzt, welche Muskeln dabei angespannt sind, wie sich ihr Gesicht dadurch verzieht. Auch schweigen will gelernt sein, heißt es in ihrem Handbuch der Rhetorik.

Ein Auto fährt vorbei, der Staub, den es aufwirbelt, bedeckt sie von Kopf bis Fuß. Ein einziges Auto und ringsherum so viel Land, ein seltsames Missverhältnis. Sie geht weiter. Drei Kühe starren sie an, ihre malmenden Kiefer stehen nicht einen Augenblick still. Warum gerade die drei?, fragt sie sich - wenn sie sich wenigstens näher an ihr befänden als die übrigen. Dafür könnte sie schwören, dass genau dieselben Tiere sie schon letzten Sonntag ins Visier genommen haben. Sonntags geht sie immer zu Fuß nach Hause. Um fünf, bei Dienstende, begibt sie sich in eine der Werkstätten des Museums, tauscht dort die Uniform gegen ihre Alltagskleidung - warum so heimlich, ist ihr selbst nicht recht klar - und macht sich auf den Weg in das Dorf, in dem sie zurzeit wohnt. Seit die andere Verbindungsstraße geteert worden ist, benutzen nur noch die Einheimischen diesen Weg gelegentlich. Für den Heimweg braucht sie auf die Weise ungefähr drei Stunden, manchmal etwas länger. Sie weiß noch nicht, wie sie es im Winter halten wird, wenn die Tage kürzer werden. Sie möchte nur ungern im Dunkeln gehen, sie hat keine Lust, bei jedem Schritt auf die Beschaffenheit des Bodens achten zu müssen,

und ebenso wenig möchte sie ständig nach irgendwelchen Tieren Ausschau halten, die ihren Weg kreuzen könnten, oder nach unversehens auftauchenden Autos. Erst recht kein Interesse hat sie an all den Angstvorstellungen, die in jedem nächtlichen Wanderer früher oder später aufsteigen. Wenn sie etwas ganz ausdrücklich nicht mehr will, dann ist das wachsam sein. Gerade deshalb hat sie sich ja angewöhnt, die Arbeitswoche mit diesem langen Fußmarsch zu beschließen, weil sie möchte, dass sich, was auch immer in den vorausgegangenen Tagen passiert ist, in Luft auflöst, verflüchtigt, an Gewicht und Bedrohungs-kraft verliert, verschwindet. Aber nicht, weil sie stattdessen an etwas Besonderes denken wollte, nein danke, kein Bedarf. Und was sie erst recht nicht brauchen kann, sind Erinnerungen. Sie will ganz einfach, dass alles, was im Lauf der Woche passiert ist - im Museum, zu Hause, im Bus, mit dem sie die Strecke an den übrigen Tagen zurücklegt, hier auf dieser Landstraße, deren einzige Besonderheit darin besteht, dass sie so einsam und wenig befahren ist, während der Mittagessen, bei denen sich ein Minimum an Gemeinschaft nicht vermeiden lässt, in ihrem Garten, mit dessen Gestaltung sie schon bald beginnen wird, oder auch an dem ver-seuchten Fluss, an dessen Ufer sie manchmal entlanggeht -, dass all dies also zu existieren aufhört. Aber nicht etwa, weil sie es als quälend empfindet. Es soll sich bloß bitteschön dorthin verziehen, wo es hingehört, an den Platz, der für die Dinge bestimmt ist, die ohne weiteres vergessen werden dürfen. Wieder fährt ein Auto vorbei, im Schnecken-tempo, aber trotzdem schnell genug, um ihre Kleidung, ihr Haar und ihr Gesicht mit noch mehr Staub zu überziehen. Insgeheim freut sie sich, dass sich auf diese Weise Schicht um Schicht auf sie legt, bis ihre Gestalt sich irgendwann nicht mehr von der Landschaft unterscheiden lässt.

Hingebungsvoll wäscht sie das Gemüse, jedes Blatt einzeln, als könnte sich irgendwo zwischen den grünen Rippen ein brandneuer Virus, ein noch von niemandem klassifizierter Erreger eingenistet haben. Die Stielenden entfernt sie, die braunen Ränder ebenso. Als der Salat fertig ist, stellt sie fest, dass sie gar keinen Hunger hat. Sie geht in den Garten, wundert sich auch jetzt wieder, wie groß er ist. Höchste Zeit, dass sie jemanden auftreibt, der den Rasen mäht und die Büsche zurückschneidet. Sie sieht zum Himmel hinauf - Sterne über Sterne. Tag für Tag den Himmel zu betrachten verändert ihre Wahrnehmung der Dinge, erweitert sie um eine ihr bislang unbekannt Dimension, das muss sie zugeben, auch wenn sie noch nicht genau sagen kann, was so neu und anders daran ist. Sie weiß bloß, dass ihr manchmal fast schwindlig davon wird. Sie hat dann auf einmal das Gefühl, alles stehe auf dem Kopf und der Himmel zu ihren »Füßen« sei ein riesiger Pool, in den sie sich, sich gewissermaßen der Schwerkraft fügend, zu stürzen habe. Sie kehrt in die Küche zurück, Hunger hat sie aber immer noch nicht. Sie sagt sich, dass dies vielleicht ein guter Abend sein könnte, um die Sachen auszupacken, die sich immer noch in den wenigen Kartons befinden, mit denen sie hier eingezogen ist. Als hätte sie eigentlich gar nicht das Recht dazu, tappt sie durch den Raum, in dem die aufeinandergestapelten Kisten stehen. Eine davon schleift sie in die Küche. Etwas später hat sie es geschafft, die Akten und Unterlagen auf zwei Stapel zu verteilen. Die privateren Schriftstücke rührt sie lieber nicht an, sie fragt sich, warum sie sie überhaupt mitgenommen hat. Wahrscheinlich, damit sie keinem Unbefugten in die Hände fallen, gibt sie sich selbst als Antwort und ist über den sich darin ausdrückenden Größenwahn amüsiert. Inzwischen verspürt sie tatsächlich so etwas wie Hunger - aber

nicht auf Salat. Sie beschließt, ins Zentrum zu gehen, vielleicht findet sie ja einen Ort, wo man etwas essen kann. Die leichte Brise auf der Straße tut ihr gut. Sie lässt mehrere Kreuzungen hinter sich, ohne jemandem zu begegnen. Manchmal bellt irgendwo ein Hund, sie ist sich aber nicht sicher, ob das ihr gilt. Als sie sich dem Hauptplatz nähert, trifft sie schließlich auf Menschen, sie sitzen an Tischen vor zwei Bars oder stehen Schlange vor dem Eingang zu einer Halle, in der offenbar getanzt wird. In jedem Fall geht sie heute zum ersten Mal, seit sie hierher gezogen ist, abends aus dem Haus. Sie sieht auf die Uhr, es ist schon nach zwölf. Aus den geöffneten Seitenfenstern der parkenden Autos ertönt Musik. Donnernd laut, als wären die dazugehörigen Anlagen viel raffinierter und teurer als die Autos, in die sie eingebaut sind. Sie fragt sich, was die Leute in den Autos und in den beiden Bars und auf dem Platz zum Lachen bringt, worüber sie sich wohl unterhalten. Das hat sie sich immer schon gefragt, seit jeher war es für sie ein Rätsel, was Leute, die regelmäßig in Diskotheken gehen, meinen, wenn sie von »Nachtleben« sprechen. Wodurch sie sich wiederum in den Augen ihrer Kolleginnen und Kollegen verdächtig machte. Ihrer einstigen Kolleginnen und Kollegen. Aus der Zeit, als ihr Leben vor allem darin bestand, ständig von einem Ort zum anderen zu reisen. Wieso sie sich immer in ihr Hotelzimmer verkriechen, hatten die anderen gefragt, wie sie das bloß aushalte - oder sei sie dabei gar nicht allein? Habe sie irgendwelche Probleme? Liege es an einer Krankheit? Egal, was sie hierauf antwortete, nichts war für die anderen so schwer hinzunehmen wie die Wahrheit: Ausgehen interessierte sie einfach nicht. Erst nach einiger Zeit nahmen sie ihr dieses Geständnis ab. Wenn auch nicht für immer, und außerdem nicht alle: Einmal, bei einem Kongress in Kairo, fing eine ihrer Kabi-

nenpartnerinnen, die sich beim gemeinsamen Dolmetschen immer wieder aufs Schlimmste verhaspelt hatte, beim Hotelfrühstück am nächsten Morgen an, ihr schwere Vorwürfe zu machen und sie mit Tränen in den Augen wüst zu beschimpfen, um zuletzt zu behaupten, ihr angebliches Desinteresse daran, sich mit den anderen ins Nachtleben zu stürzen, sei in Wirklichkeit reine Taktik, sie wolle doch bloß am nächsten Tag frisch und ausgeschlafen sein, um alle übrigen auszustechen.

Beim Frühstück betrachten sie die Küchenregale. Zeitweilig verwandeln sie sich vor ihren Augen in reine geometrische Gebilde. Zu ihrer Freude ist es noch früh am Morgen. Einer der großen Vorzüge ihres neuen Lebens besteht darin, dass sie sich in dem Gefühl für die Arbeit fertig machen kann, als würde sie in Wirklichkeit an einem Ritual teilnehmen - da verdichtet sich die Zeit bei jedem Handgriff. Es klingelt an der Tür. Sie hatte ganz vergessen, dass heute ihre wöchentliche Gemüselieferung kommt. Ringo - so heißt der Mann, der das Gemüse anbaut, vielleicht lässt er sich auch bloß so nennen - entschuldigt sich übertrieben besorgt, weil er nicht genau zur verabredeten Zeit erscheint. Als er mit der Gemüsebox an ihr vorbeigeht, entschuldigt er sich erneut und fragt, ob er ein Glas Wasser bekommen könne, um sich gleich darauf auf ihrem, Maras, Platz niederzulassen. Mara versteht nicht, wieso sich jemand, nur weil sie einmal in der Woche zwei, drei freundliche Bemerkungen austauschen, berufen fühlt, sich auf diese Weise in ihr Privatleben einzumischen. Zu ihrem Bedauern stehen außerdem noch die Reste vom Frühstück auf dem Tisch, das unterläuft ihren Vorsatz, nichts von sich preiszugeben, nicht einmal so etwas. Ringo macht einen niedergeschlagenen Eindruck. Wahrscheinlich

hat sein kürzlich geborenes Kind ihn und seine Frau auch in der vorausgegangenen Nacht wieder nicht ausreichend zur Ruhe kommen lassen. Stellt Mara sich bei seinem Anblick jedenfalls vor. Sie gibt ihm das erbetene Glas Wasser und öffnet die Tür zum Garten. Eine frische Brise dringt herein. Sie bleibt stehen und betrachtet den Himmel, zu jeder Tages- und Nachtzeit eine Entdeckung, wie ihr scheint. Ringo stammelt unterdessen vor sich hin. Soweit sie versteht, ist da offenbar ein Vater, der sich Ringos Studienwunsch entgegenstellt, ein Vater, der sich nicht an die vor drei Jahren getroffene Abmachung hält - damals waren sie hierher gezogen und er, Ringo, hatte versprochen, sich unter der Bedingung an dem neuen Familienunternehmen zu beteiligen, dass er, sobald er mit der Schule fertig wäre, wieder von hier weggehen und sein Traumstudium beginnen könne, nicht das Studium, das dem Vater vorschwebt -, ein Vater, der mittlerweile nur noch wie ein Gaucho in Pluderhosen und mit Baskenmütze herumläuft und den Sohn zu seiner neuen Religion bekehren möchte. Auch durch Schweigen kann man den anderen zum Sprechen bringen. Das steht ebenfalls in ihrem Rhetorikhandbuch, wie Mara jetzt einfällt. Sie macht die Tür wieder zu und sagt zu Ringo - eine Lüge -, in einer Stunde müsse sie bei der Arbeit sein. Ringo rührt sich nicht vom Fleck. Er hockt weiterhin auf Maras Platz und starrt die abgenagten Kerne von zwei Pfirsichen an, die Teil der letzten Lieferung waren. Für Mara, die die Pfirsiche gerade gegessen hat, ist die Grenze des Zumutbaren erreicht. Sie versucht es noch mit verschiedenen anderen Formulierungen, doch keiner gelingt es, Ringo zum Gehen zu bewegen. Stattdessen muss sie sich eingestehen, dass ihr vielfach erprobtes Gespür für das, was ihr jeweiliges Gegenüber umtreibt, sie getäuscht hat: Wie sich herausstellt, ist



der selbstlose Familienvater ein junger Mann aus gutem Haus, der mit seiner Berufung zu kämpfen hat. Und das, wo sie geglaubt hatte, ihre Beobachtungsgabe befinde sich in Hochform. Er habe das Gefühl - warum, wisse er selbst nicht genau -, sagt der junge Mann jetzt, Mara könne ihm vielleicht einen Rat geben, ihr falle womöglich etwas ein. Als er schließlich aufsteht, um zu gehen, ergreift er die beiden Pfirsichkerne und steckt sie in seine Hosentasche. Mara sieht ihm durchs Fenster hinterher: Als er gerade den Lieferwagen besteigen will, überlegt er es sich offenbar anders. Er holt die Kerne hervor, wirft sie auf den Boden und stampft darauf herum, als wollte er sie zu Brei treten. Er lässt sich dabei reichlich Zeit. Für beide Kerne nimmt er den rechten Fuß.

Aus dem *Notizheft*:

Das Museum von Luján - heute Enrique-Udaondo-Museum - und seine ursprüngliche Funktion: ein Bollwerk zum Schutz vor einer Form von Kosmopolitismus, die überstieg, was dieser Nation erträglich schien. Wo gerade einmal die ersten hundert Jahre geschafft waren, wirkte all das, was da weiterhin von den Schiffen stieg, bedrohlich. Im Inneren des Bollwerks: Gauchos und Indios. Und das neu belebte Erbe der Kolonialherrschaft, das Spaniertum. Unter ein und demselben Dach vereint, sich wechselseitig bestärkend - verschiedene Arten, sich einer bestimmten Form der Moderne zu widersetzen. Die panische Angst der Nation vor den Schiffspassagieren und dem, was sie im Gepäck hatten. Sammeln, Anhäufen, als reaktionäre Geste. Udaondo, sein Bündnis mit der politischen Macht und den Stiftern, die ihrerseits mit der politischen Macht verbandelt waren. 1926 Eröffnung des Indio-Saals, schon im Jahr zuvor die des Gaucho-Saals. Ein

einbalsamierter Mataco-Indianer im ersten Udaondo-Museum. Dazu der Wachs-Gaicho und das ebenfalls einbalsamierte Pferd, beides Geschenke von Gustavo Barreto Muñiz. Nachdem Indios und Gaichos sich in endlosen Auseinandersetzungen in die Knie gezwungen hatten - während die Landesgrenze sich unaufhaltsam gen Westen verschob -, durften sie nun die verdienten Ehrenplätze einnehmen. Die einen wie die anderen wurden aus ihren Gräbern geholt, um sie Kruzifixen gleich den neuen Teufeln entgegenzuhalten, die von den Schiffen stiegen. Teufel, die es wiederum in die Knie zu zwingen galt. Ein Bollwerk als Modell für die Zukunft, in der Indios, Gaichos, einheimische Pferderassen und fleißige, wagemutige Gringos zusammenwirken sollten. Die Nation als Bollwerk. Die vaterländische Idee und ihr unheilbarer Totenkult. Eine Anhäufung von Leichen und altem Gerümpel. Auch Ricardo Güiraldes, dessen Gaicho-Roman *Don Segundo Sombra* wenige Monate nach Eröffnung des Gaicho-Saals erschien, wurde nach seinem Tod einbalsamiert. Armer Güiraldes, wieder und wieder für fremde Zwecke missbraucht, falsch verstanden. Seine Witwe überließ ihre Sammlung dem Museum. Die Bedeutung reicher Frauen für Udaondos Konstrukt, Udaondos Rumpelkammer. Rumpel- und Leichenkammer. In einem Artikel für die Zeitung *Crítica* schreibt Natalio Botana 1926: »Das Museum ist heute kein Museum mehr, es zeigt sich als düsteres Verließ, als absurde Ansammlung von Dingen, bei deren Anblick einem der Atem stockt, das Blut in den Adern gefriert.« Udaondo, der sich selbst in den Schwanz beißt.

(Nach der Lektüre von María Élica Blasco, *Un museo para la colonia. El Museo Histórico y Colonial de Luján*, Rosario, Prohistoria Ediciones, 2011.)

Leseprobe aus:

**María Sonia Cristoff**  
**Lasst mich da raus**

160 Seiten · Halbleinen · fadengeheftet · 134 x 200 mm

© 2014 María Sonia Cristoff

© der deutschen Übersetzung:

2015 Berenberg Verlag, Sophienstraße 28/29, 10178 Berlin

Konzeption | Gestaltung: Antje Haack | [www.lichten.com](http://www.lichten.com)

Satz | Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Mössner

Reproduktion: Frische Grafik, Hamburg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-937834-86-3



BERENBERG